

Christoph
Markschies

Digitalisierung antiker Dokumente

In der informationstechnischen Jungsteinzeit, vor etwa 15 Jahren, belauschte ich mit Absicht zwei Studenten, die sich auf dem Gang eines leicht heruntergekommenen Universitätsinstitutes im deutschen Südwesten darüber unterhielten, wie man es wohl am besten anstellen könne, eine Hauptseminararbeit zu verfassen. Der Dozent hatte den beiden ein nicht gerade leichtes Thema gestellt. Es sollte die Bedeutung des Begriffes ›Caritas‹ im riesigen Œuvre des spätantiken nordafrikanischen Theologen Augustinus untersucht werden, gut und gerne ein Thema für eine gelehrte Dissertation oder einen anregend polemischen Aufsatz von Kurt Flasch. Angesichts der ungeheuren Fülle von Regalmetern übersetzter und unübersetzter Quellen, von Predigten, Traktaten, Bibelkommentaren und Briefen Augustins, die von den Studenten zu bearbeiten gewesen wären, beschlossen die beiden, sich brieflich an das Würzburger Augustinus-Institut zu wenden, das damals schon den ganzen Kirchenvater im Computer erfasst hatte und gegen geringes Entgelt Disketten oder Ausdrucke mit allen Belegen für einzelne Begriffe und Sekundärliteratur verschickte. Die Studenten misstrauten also den wunderbaren barocken Indices, mit denen die französischen Benediktinerpatres ihre klassischen Editionen der Augustinus-Texte einst ergänzt hatten – oder kannten sie sie etwa gar nicht?

Ich habe das Schicksal der beiden Studenten und ihres waghalsigen Projektes zur geistlichen Liebe bei Augustinus seinerzeit nicht weiter verfolgt, bin mir aber ziemlich sicher, dass die beiden an der Aufgabe, über 3000 Belege in ungefähr 100 Schriften und mehrere Hundert Sekundärliterartitel wenigstens cursorisch zu lesen, mit hoher Wahrscheinlichkeit gescheitert sind. Heute wäre manches viel einfacher: Für die Abfrage hätten die beiden Studenten nicht einmal mehr eine Briefmarke nötig, sondern nur eine CD-ROM des Corpus Augustinianum Gissense, dazu einen Internetzugang, die richtige Adresse (www.augustinus.de) und geringfügige Kenntnisse bei

der Benutzung eines Computers, um in kürzester Frist Auskunft auf die Frage zu erhalten, wo der heilige Augustinus das nämliche Wort ›Caritas‹ verwendete und wer darüber schon gearbeitet hat. Die Benutzung der Literaturdatenbank ist kostenlos; ob man Zugriff auf die auf der vergleichsweise teuren CD-ROM (3.450 DM) oder einer vergleichbaren Datenbank der antiken christlichen lateinischen Literatur gesammelten Texte hat, dürfte heute weniger vom Geldbeutel der Professoren oder Studierenden abhängen als vielmehr vom Etat der jeweiligen Universitätsbibliothek. Da es heute unter anderem zu meinen Pflichten gehört, Hauptseminararbeiten über Augustinus zu lesen, halte ich einen Leseindruck der letzten Jahre für verallgemeinerbar. Solche Möglichkeiten der Internetrecherche in Datenbanken und digitalisierten Textcorpora sind nicht nur vielen bekannt, sondern werden auch von den allermeisten Studierenden wie Kollegen fleißig genutzt.

Wieso interessiert diese Geschichte aus der besagten Jungsteinzeit, die überdies nicht gerade von einem exorbitanten didaktischen Geschick eines Dozenten bei der Themenstellung für Hauptseminararbeiten zeugt? Sie ist von Interesse, weil man an ihr ganz plastisch die Veränderungen des wissenschaftlichen Betriebes zu demonstrieren vermag, aber auch leicht sehen kann, was sich überhaupt nicht verändert hat. In der informationstechnischen Altsteinzeit unserer Väter und Großväter hätte man mühselig die neuzeitlichen Nachdrucke der erwähnten barocken Indices konsultiert, Türme von Textausgaben auf dem Tisch aufgehäuft und sich durch die vielen Seiten der Einträge zum Stichwort ›Caritas‹ gekämpft. Die Jungsteinzeit brach Anfang der achtziger Jahre an, als mithilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft und des Rechenzentrums der Universität Würzburg ein computergestützter Wortindex zu den Werken des Augustinus erstellt und sein Œuvre entsprechend eingesehen wurde. Heute braucht es, vorausgesetzt, man versteht mit

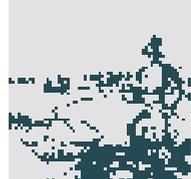
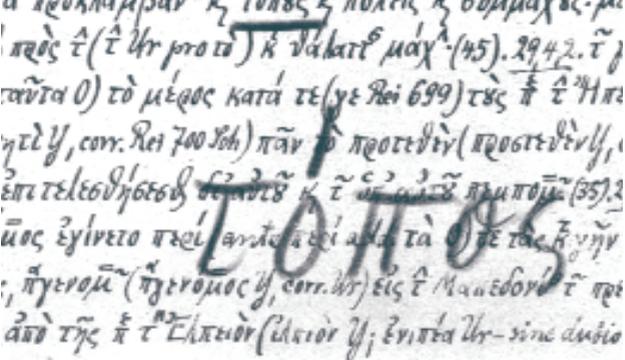


Computer und Internet leidlich umzugehen, wenige Minuten, um festzustellen, dass die verschiedenen Formen des Substantivs ›Caritas‹ bei Augustinus insgesamt 3403-mal belegt sind und das genannte Würzburger Institut zum Begriff 559 Sekundärliteraturtitel für einschlägig hält. Man sieht auch sofort, dass die lateinische Bibel (39 770 Wörter) den Begriff eher selten verwendet (102 Belege), während die antike christliche lateinische Literatur, soweit sie in der Datenbank erfasst ist, 9644 Einträge für die verschiedenen Formen von ›Caritas‹ ausweist: Man kann sie sich alle aus der Datenbank herauskopieren oder sogar bei entsprechender Bedienung im Kontext lesen. Freilich bleibt die Frage: Hätten derartige Mittel beschleunigter Recherche, vorausgesetzt, sie hätten denn vor 15 Jahren den erwähnten beiden Studenten schon auf Tastendruck zur Verfügung gestanden, wirklich dabei geholfen, eine nicht zu bewältigende Aufgabe zu bewältigen?

Ist die Geschichte aus der Jungsteinzeit erst einmal so erzählt und die Frage nach dem *Nutzen* der Digitalisierung antiker Dokumente auf diese Weise gestellt, könnte man nun leicht in ein bekanntes Lamento verfallen – und dies übrigens unabhängig davon, ob man zu denen gehört, welche die erwähnten Hilfsmittel nutzen, oder zu jenen, die dies den Hilfskräften und jüngeren Kollegen überlassen. Denn während die einen die beschriebene enorme Vermehrung von Informationen und die Beschleunigung ihrer Verbreitung hymnisch preisen, haben die anderen schon immer die Metaphern eines Trümmerberges oder des Turms zu Babel bemüht, um die informationstechnischen Entwicklungen zu charakterisieren. Und ganz falsch ist es ja nicht, an den im Alten Testament beschriebenen vergeblichen Versuch zu erinnern: Der Turm der Informationen ist nicht nur im Blick auf den antiken Theologen Augustinus geradezu in den Himmel gewachsen. Aber ein solcher Turm von Informationen, in dem dazu noch relevantes und irrelevantes Wissen vermengt, sicheres Wissen und bloße Meinung vermischt sind, stürzt den, der auf die beschriebene Weise Wissen zu erwerben sucht, nicht selten in ein Chaos, das durchaus der biblischen Sprachverwirrung vergleichbar scheint. Wer wird es denn noch wagen, über Caritas bei Augustinus zu schreiben, wenn er zuvor Hunderte von Titeln aus der Sekundärliteratur wenigstens anblättern muss, um zu erkennen, ob sie relevante oder irrelevante Beiträge zum Thema darstellen? Und ob jener, der die erwähnten 9644 Belege durchgearbeitet und alle Kontexte

gründlich analysiert hat, wirklich noch die Kraft besitzt, sich klar zu machen, dass nur ein ganz bestimmter Teil der Literatur überhaupt in der Datenbank erfasst ist? Dass er beispielsweise kaum darum herumkommen wird, ganz traditionell per Hand in einer Bibliothek die vielen seit 1882 erschienenen Bände der Zeitschrift *Analecta Bollandiana* durchzublättern, um längst edierte Texte über Heilige und Märtyrer in sein beschränktes Bild zu integrieren?

Ein gewitzter Altphilologe hat sein Programm, mit dem man auf eine Datenbank der antiken griechischen Literatur zugreifen und in ihr recherchieren kann, *Pandora* genannt und damit auf die unerwünschten Folgen angespielt, die eintreten können, wenn man es zu öffnen versucht. In der besagten Büchse blieb nach dem antiken Mythos immerhin die Hoffnung zurück. Das sprechende Bild von der Büchse der Pandora verdeckt aber ebenso wie die unter Nichtphilologen verbreiteten Metaphern vom Berg und vom Turm, dass wir in den Altertumswissenschaften wie auch anderswo einerseits schon über viel zu viel Informationen verfügen und andererseits doch gleichzeitig noch viel zu wenig wissen. Es ist eine zu geringe Anzahl antiker Texte digitalisiert, zumal griechischer und orientalischer Sprachen, weil die Texterkennungsprogramme diese Schriftzeichen nach dem Scannen noch immer nicht zuverlässig identifizieren können. Ebenso fehlen vielfach Strategien, Informationen zu bewerten und relevantes Wissen herauszufiltern. Friedrich Nietzsche hat den wunderschönen Satz geprägt: »Gesund ist, wer vergaß!« Diesen Satz möchte man den armen Gestalten zurufen, die sich mit Computerausdrucken in der Hand verzweifelt durch die irrsinnigen Mengen von Belegen und Texten wühlen, die ihnen die moderne Rechner-technik weitgehend unsortiert auf den Schreibtisch wirft. Und auf der anderen Seite möchte man als Altertumswissenschaftler die vielen fleißigen Informatiker endlich um ein Programm bitten, das griechische Texte zu entziffern vermag, damit nicht weiter für Hungerlöhne auf den Philippinen abgeschrieben werden muss, was alt-europäische Gelehrte dann aus der CD-ROM des *Thesaurus Linguae Graecae* in ihre Fußnoten setzen. Mit der pauschalen Diffamierung der neuen Möglichkeiten, die sich durch die Digitalisierung antiker Dokumente bieten, ist ebenso wenig gewonnen wie durch den Vergleich des World Wide Web mit Arachnes Netz:¹ Wohl webte nach dem antiken Mythos die kundige Tochter eines Wollfärbers so anstößige Szenen in ihren Stoff, wie sie das welt-



weite Netz in Hülle und Fülle bietet, aber das grässliche Ende Arachnes mag man eigentlich nicht auf die Sachebene übertragen. Nachdem Athene deren freches Gewebe zerrissen und die Weberin ins Gesicht geschlagen hatte, erhängte sich Arachne und darf doch nie sterben (Ovid, *Metamorphosen* VI, 129–145).

Zu der differenzierten Wahrnehmung von Chancen und Risiken der Digitalisierung antiker Texte gehört freilich auch, nicht nur über Datenbanken mit Texten zu schreiben und über Chancen wie Risiken der neuen Recherchemöglichkeiten zu grübeln. So eröffnet beispielsweise die Digitalisierung von Handschriften die Möglichkeit, solche kostbaren Überreste vergangener Zeiten besser zu schützen. Wer sich ein wenig mit antiker Literatur beschäftigt hat, weiß, welche grausamen Experimente seit dem 19. Jahrhundert mit so genannten Palimpsesten angestellt wurden, also Pergamenthandschriften, deren ursprünglicher Text in der Antike abgeschabt worden war und die dann »recycelt« wurden. Um ausgelöschte Texte wie etwa Ciceros Staatsschrift zu lesen, wurden die armen Handschriften gern mit chemischen Substanzen traktiert, die durch ihre langfristigen Wirkungen die Palimpseste oft schwer beschädigt oder zerstört haben. Heute lassen sich mit computergestützten Verfahren der multispektralen Digitalfotografie hervorragende Ergebnisse ohne schädliche Nebenwirkungen für die Pergamente erzielen – die Berlin-Brandenburgische Akademie ist gerade einem europäischen Netzwerk beigetreten, das sich diese Aufgabe gestellt hat und die schöne Bezeichnung »Rinascimento virtuale« trägt.

In einem noch viel tieferen Sinne könnte man schließlich von einer virtuellen Wiedergeburt der Antike sprechen, wenn man sich einige Auffälligkeiten des gegenwärtigen Umgangs mit digitalisierten Texten vergegenwärtigt – zum Beispiel wenn man sich klar macht, dass das Lesen der digitalisierten Texte und Handschriftenbilder am Computerbildschirm ganz der antiken Praxis entspricht, Texte zu entrollen. Der in unsere Sprache herübergewanderte Ausdruck »scrollen« macht es deutlich: Wir sind dabei, die kaiserzeitliche Entwicklung von der Buchrolle zum Codex wieder umzukehren. Die Scheiben unserer CD-ROMs wirken jedenfalls für den Altertumswissenschaftler ein wenig wie sehr verflachte Rollen. Was kluge Kollegen als atemberaubend schnelle Entwicklung darstellen, hat möglicherweise doch mehr zyklischen Charakter, als viele ahnen.² Unsere Datenbanken enthalten oft nicht die letzte, kritisch edierte Form eines anti-

ken Textes, weil sie keine Nutzungsrechte erhielten oder kaufen wollten – knapp 50.000 DM kostete 1994 die *Patrologia Latina Database*, die dem Anwender zu horrendem Preis eine Textform lateinischer Autoren auf den Schirm zauberte, die Eduard Schwarz einst wenig schmeichelhaft als »Cloaca maxima« bezeichnet hatte. Und so tummeln sich im Netz und auf CD-ROMs viele überholte und voneinander abweichende Textformen – gerade so, wie in der Antike neben den maßstabsetzenden Editionen der alexandrinischen Philologen mancherlei krude Abschrift zirkulierte und für das Original genommen wurde. Grenzen und Gestalt eines von einem Autorenindividuum verantworteten Textes verschwimmen wieder wie in der Antike. Mit dem System der Hyperlinks konstituiert sich jeder Leser seinen eigenen Text und baut aus fremden Elementen, die er aus der weiten Datenwelt übernommen hat, ein neues, eigenes Werk. Das präzise Zitieren deutscher Schulphilologen des 19. Jahrhunderts und ihre beeindruckenden Kellergewölbe von Fußnoten kommen hier ebenso außer Gebrauch, wie es in der Antike unüblich war.

So zeigt sich beim Nachdenken über die Digitalisierung antiker Texte wieder, dass die Altertumswissenschaftler keineswegs die armen Archivknechte im Keller des Gebäudes der Wissenschaften sind, die meterdicken Staub von den Tiefenschichten des kulturellen Gedächtnisses wischen – vielmehr schärfen sie das Bewusstsein für die Kontinuitäten, die Jahrhunderte umgreifen, im Umgang mit diesem Gedächtnis. Durch diese Erinnerungsleistung könnten sie uns eher davor bewahren, angesichts der informationstechnischen Entwicklungen vorschnell düstere Untergangsszenarien zu entwerfen oder den Hymnus von der schönen neuen Welt des Cyberspace allzu vollmundig anzustimmen. Und könnte es trotz Tausender von Belegen des Wortes »Caritas« nicht auch sinnvoll sein, mit Augustinus darüber nachzudenken, wie sich die Aufmerksamkeit für den Mitmenschen in einer Gesellschaft erhalten lässt?

1 So jüngst im Titel eines Sammelbandes: A. Cristofori (Hrsg.):

La rete di Arachne – Arachnes Netz. Palingenesia 71. Stuttgart 2000.

2 Vgl. auch J. J. O'Donnell: *Avatars of the World, From Papyrus to Cyberspace*. Cambridge, Mass. 1998.